

## Möglichkeiten und Grenzen der forensischen Linguistik

Ulrich Engel

### 0. Allgemeines

Die Forensische Linguistik hat es primär mit Tätertexten zu tun, zum Beispiel Erpresserbriefen, mitgeschnittenen und eventuell transkribierten Telefongesprächen u. a. Durch die Analyse dieser Texte soll die Menge möglicher Täter eingengt werden. So kann es möglich sein, den Täter einer bestimmten Bildungsschicht, einem bestimmten Beruf oder einer Berufsgruppe, auch einer bestimmten Sprachlandschaft zuzuweisen.

Besonders günstig ist die Situation, wenn man zugleich einen Tatverdächtigen hat, weil man dann in der Regel über Vergleichstexte verfügt. Das Problem der Forensischen Linguistik besteht dann darin, Identität oder Nichtidentität von Täter und Verdächtigem nachzuweisen; in der Regel spricht man kurz von "Täteridentität".

Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf Erkenntnisse, die ich durch meine Tätigkeit als linguistischer Gutachter im sogenannten "Oetker-Prozeß" gewonnen habe; Erfahrungen aus weiterer gutachterlicher Tätigkeit wurden eingearbeitet. Dabei geht es mir nicht darum, ein generelles Verfahren zu entwickeln, das der Forensischen Linguistik als Modell dienen könnte. Vielmehr will ich anhand von Einzelheiten aufzeigen, wie Irrwege vermieden werden und welche Wege am ehesten Erfolg versprechen könnten. Dabei wird zunächst über technische Details, dann über Möglichkeiten der quantitativen Linguistik, anschließend über syntaktische Phänomene und schließlich über den dialektalen Aspekt gesprochen.

## 1. Technisches

Hierunter werden im folgenden nicht technische Eigentümlichkeiten (Mängel) der Schreibmaschine verstanden; aber auch über Fragen des Schriftbildes, der Absatzgestaltung usw. soll hier nicht gesprochen werden. Dies alles kann in einem linguistischen Gutachten durchaus mituntersucht werden, aber der Untersuchende ist dann nicht mehr als Linguist tätig. Auch die Orthographie gehört nur am Rande zu den Aufgaben des Linguisten.

Wichtig für die linguistische Arbeit ist jedoch die Qualität der Mitschnitte gesprochener Texte und, falls so etwas überhaupt gemacht wird, die Qualität der Transkription. Im Falle Oetker waren die Telefonanrufe des Erpressers so schlecht mitgeschnitten, daß Teile überhaupt nicht zu verstehen waren und daß auch hinsichtlich der Dialekteinflüsse fast unüberwindbare Probleme auftraten. Außerdem war die zunächst mitgelieferte Transkription dieser Aufnahmen vielfach fehlerhaft und führte auch Experten in die Irre. Ich habe später aufgrund eingehenden Abhörens eine eigene Transkription angefertigt und gebe im folgenden eine Liste von Abweichungen. Links stehen jeweils die Formulierungen der mitgelieferten Transkription, rechts die korrekte Transkription. Ein vorangesetztes + bedeutet, daß der erste Transkriptor mehr gehört hat, als auf dem Band vorhanden war; ein vorangesetztes - bedeutet, daß er offensichtlich auf dem Band vorhandene Textelemente nicht gehört, jedenfalls nicht transkribiert hat. Das Zeichen # bedeutet, daß der Transkriptor Falsches gehört hat.

### 1. Transkription

### korrekte Transkription

+ *Ja! Hallo!*

*Hallo!*

- *Würde es eventuell bis morgen klappen?*

*Ah - Würde es eventuell bis morgen klappen?*

# *Was ist los? Nicht?*

*Was ist los? Gell?*

# *... und zwar ist es die Schwierigkeit ...*

*... und zwar es ist die Schwierigkeit ...*

#	<i>der Preis des Kuriers</i>	<i>der Preis des Regierens</i>
#	<i>es ist auch schwierig ...</i>	<i>es ist also schwierig ...</i>
#	<i>Richard geht's ein klein'bißchen schlechter, er hat versehentlich einen Stromschlag ausgelöst.</i>	<i>Richard geht's n klein'bißchen schlechter, er hat versehentlich n Stromschlag ausgelöst.</i>

Die festgestellten Abweichungen sind zwar für die inhaltliche Interpretation größtenteils irrelevant, sie lassen aber unterschiedliche Schlüsse z. B. auf Bildungsstand, Gewandtheit, dialektale Herkunft usw. des Sprechers zu.

Ein solcher Befund, der vermutlich nicht singular ist, läßt nur den Schluß zu, daß solche Transkriptionen am besten von ausgebildeten Fachleuten vorgenommen werden sollten, wie man sie praktisch an jeder Universität findet.

Eine besondere Schwierigkeit ergab sich dadurch, daß die Vergleichstexte (das Telefon des Verdächtigen wurde über längere Zeit hinweg abgehört) zwar zunächst gute Qualität aufwiesen, daß aber die für die Gutachter angefertigte Kopie kaum zu verwerten war, weil beim Kopieren der Tonkopf schlecht justiert war und man deshalb die zweite Spur ständig rückwärts mithörte. Da die Gutachten unter erheblichem Zeitdruck angefertigt werden mußten, war es nicht möglich, die Lieferung einer einwandfreien Kopie abzuwarten.

## 2. Quantitatives

Man hat davon auszugehen, daß die Anwendung statistischer Methoden im Rahmen der Forensischen Linguistik häufig unzulässig, in den meisten Fällen jedenfalls fragwürdig ist, weil die vorhandenen Textmengen zu gering sind. Dennoch kann die relative Häufigkeit auffallender Erscheinungen gewisse Hinweise geben. Möglichkeit und Wert quantitativer Aussagen soll an drei Einzelphänomenen dargelegt werden.

## 2.1. Das Wort *befindlich*

Im ersten, zweiten und dritten Erpresserbrief finden sich jeweils die folgenden Passagen:

*... sollte eine von uns nicht kontrollierte Entwicklung abzusehen sein, wird aus Sicherheitsgründen die gesamte Aktion, egal in welcher Phase befindlich, sofort gestoppt und als gescheitert betrachtet.*

*Verhalten Sie sich nach der dort befindlichen Anweisung.*

*Gehen Sie mit dem Geld und dem hier im Schließfach befindlichen Koffer zu den Toiletten ...*

Der dreimalige Gebrauch dieses Wortes ist auffällig. Man hat den Eindruck, daß *befindlich* zu den Lieblingswörtern des Schreibers gehöre. Andererseits könnte das Wort auch als Bemühen um gepflegtere Ausdrucksweise gewertet werden; *befindlich* gehört zweifellos einer gehobenen Sprachschicht an. Man muß außerdem berücksichtigen, daß dieses Wort aufgrund seiner Abstraktheit praktisch ist, weil es genauere Festlegungen ( *liegend, stehend* usw.) überflüssig macht. Wer unter Zeitdruck schreibt, hat es mit solchen Wörtern leichter.

Es bleibt jedenfalls festzuhalten, daß der Gebrauch von *befindlich* für die Tätercharakteristik nicht unwichtig zu sein scheint.

In den viel umfangreicheren Vergleichstexten (Geschäftskorrespondenz, Privatkorrespondenz usw.) kommt dasselbe Wort nur zweimal vor, und zwar in viel weniger auffälliger Verwendung. So ist in einem Unfallbericht die Rede von der *im Wagen befindlichen Kamera*. In solchem Kontext ist *befindlich* vermutlich häufiger als präzisere Konkurrenzdrücke. Man hat daher wahrscheinlich den Schluß zu ziehen, daß der Gebrauch von *befindlich* für eine Täteridentität nichts hergibt. Aber gerade diese Behauptung wurde von einem der Gutachter mit Nachdruck vertreten.

## 2.2. Nominalphrasen mit attributivem Adjektiv

Die Frage, ob einem Nomen ein Adjektiv als Attribut zugeordnet wird, ist nicht immer inhaltlich motiviert. Sie kann in vielen Fällen auch als stilistisches Merkmal gelten - dies allerdings nur dann, wenn das Adjektiv nichts Wesentliches zum Inhalt beiträgt und deshalb ohne weiteres weggelassen werden könnte. Es werden aus dem ersten Täterbrief im folgenden einige Nominalgruppen angeführt, in denen das Adjektiv ohne wichtigen Informationsverlust eliminiert werden kann:

### Originaltext

### Möglicher Text

*mit absoluter Sicherheit*

*mit Sicherheit*

*planmäßiger Abschluß*

*Abschluß*

*am kommenden Freitag, 17.12. ...*

*am Freitag, 17.12. ...*

*erfolgreiche Wiederholung*

*Wiederholung*

In den übrigen Fällen leistet (auch in den zur Diskussion stehenden Texten) das Adjektiv zwar einen wesentlichen Beitrag zur Information. Man darf allerdings davon ausgehen, daß ein relativ konstantes Verhältnis zwischen "wichtigen" und weglaßbaren Adjektiven vorliegt. Dies rechtfertigt es, generell - d. h. ohne Ansehung des Inhalts - das Verhältnis attribuiert zu nicht attribuierten Nominalgruppen zu untersuchen.

Die Auszählung ergab folgendes:

In den schriftlichen Tätertexten war das Verhältnis attribuiert zu nicht attribuierten Nomina = 1 : 2; in den Vergleichstexten war das Verhältnis 2 : 3. In den Tätertexten gab es also doppelt so viele nicht attribuierte Nominalgruppen, in den Vergleichstexten nur 1 1/2 mal so viele, immer bezogen auf die attribuierten Nominalgruppen. Der Linguist, der jahrzehntelang "Corpusanalysen" betrieben hat, sieht hier eine eindrucksvolle Divergenz der Werte. Die Gutachter jedoch gingen den relativ spärlichen Vergleichswerten mit statistischen Methoden zuleibe,

sie wandten sogar den  $\chi^2$ -Test an, der erklärtermaßen nur für große Datenmengen geeignet ist, hier also gar nicht hätte angewandt werden dürfen. Das Ergebnis dieser "Auswertung" war, daß der Unterschied zwischen Tätertexten und Vergleichstexten in diesem Punkt "nicht signifikant" sei, was kurzerhand als Indiz für die Täteridentität gewertet wurde. Dieses Beispiel zeigt sehr anschaulich, welcher Unfug mit der nicht sachgerechten Anwendung wissenschaftlicher Methoden angerichtet werden kann.

### 2.3. Präpositionen mit Genitiv

Die als Statistiker tätigen Gutachter, die als Team arbeiteten, stellten in Täter- und Vergleichstexten einen "auffallenden Anteil an Präpositionen mit Genitiv" fest. Eine Nachprüfung ergab schon für die schriftlichen Tätertexte (Erpresserbriefe), daß von den insgesamt 155 Präpositionen zwei den Genitiv regieren. Das darf keineswegs als "auffallend" bezeichnet werden. Die Gutachter führten allerdings ihre Bewertung darauf zurück, daß die Tendenz der Präpositionen mit Genitiv rückläufig sei, und beriefen sich dabei auf den Aufsatz eines Germanisten, den sie falsch verstanden hatten. Im Grunde genommen ist das Gegenteil richtig: Von den rund 120 Präpositionen der deutschen Gegenwartssprache regiert ein Drittel obligatorisch den Genitiv; nimmt man die Präpositionen hinzu, die neben einem anderen Kasus auch den Genitiv regieren können (*dank*, *trotz* u. a.), so ergibt sich, daß über die Hälfte aller deutschen Präpositionen den Genitiv regiert - und der Anteil wird immer höher, weil sämtliche neu hinzukommenden Präpositionen (*ausweislich*, *aufgrund* u. a.) Genitivpräpositionen sind.

Es ergibt sich aus dieser fehlerhaften Auswertung, daß der Gutachter zunächst die Fakten - und zwar nicht bloß die sprachlichen, sondern auch die grammatischen Fakten - ausreichend kennen muß, ehe er sie interpretiert.

### 3. Syntaktisches

Bisherige forensische Gutachten haben sich hauptsächlich auf lexikalische sowie orthographische und phonetische Eigenschaften der zu analysierenden Texte gestützt. Dafür gibt es eine lange Tradition, die im wesentlichen den früheren Forschungsstand reflektierte. Neuere Untersuchungen, die sich schon in Grammatiken niedergeschlagen haben, ermöglichen es aber durchaus, die Einzelelemente nun in ihrem Zusammenhang zu sehen, die Untersuchungen also auf syntaktische Phänomene auszudehnen. Wie das geschehen kann, wurde schon in den Punkten 2.2. und 2.3. gezeigt. Als weiteres syntaktisches Phänomen kann man etwa die Wortstellung ansehen. Die schon erwähnten Statistiker unter den Gutachtern beziehen sich auf zwei Formulierungen im ersten und im zweiten Erpresserbrief, die sie als abweichend interpretieren; davon ausgehend wird auf sprachliche Unsicherheit des Autors geschlossen. Die Formulierungen lauten:

*Wichtig ist es, die Bedingungen alle wortgetreu einzuhalten.*

*Übrigens wir hören den Taxifunk zur Sicherheit mit ab.*

Die Gutachter erklären, im ersten Satz müsse es in korrekter Wortstellung heißen:

*Wichtig ist es, alle Bedingungen wortgetreu einzuhalten.*

Diese Feststellung ist offensichtlich unzutreffend. Das Determinativ *alle* gehört zu den Quantoren, die "floaten" können, die vom Autor gewählte Formulierung ist deshalb durchaus korrekt - jedenfalls ist mir keine Regel bekannt, nach der sie nicht zulässig wäre.

Zum zweiten Beispiel:

Hier ist gegen die Regel verstoßen worden, daß im Vorfeld des Hauptsatzes nur ein Element stehen kann. Es müßte also heißen *Übrigens hören wir ...* oder *Wir hören übrigens ...*. Allerdings

ist die gewählte Formulierung in zwangloser Alltagssprache gang und gäbe, und selbst in vertraulichen geschriebenen Texten (etwa Privatbriefen) kommt sie ständig vor. In der Schriftsprache wäre sie allenfalls dann erlaubt, wenn das erste Wort "herausgestellt" und durch einen Bindestrich vom folgenden Text abgetrennt würde. Hier ist am ehesten zu vermuten, daß der Autor, der ja vermutlich unter Zeitdruck geschrieben hat, unbewußt eine mündliche Formulierung übernommen hat. Keinesfalls kann aus dieser Formulierung auf sprachliche Unsicherheit geschlossen werden.

Wiederum folgt aus diesem Befund, daß, wer solche Texte analysiert, sowohl über den geltenden Sprachgebrauch wie über die geltenden grammatischen Normen sehr genau Bescheid wissen muß. Bei den in Frage stehenden Gutachtern war das nicht der Fall.

#### 4. Dialekterscheinungen

Im Zeitalter der allgemeinen Schulpflicht hat man davon auszugehen, daß alle Betroffenen ihre Muttersprache schriftlich in ausreichendem Maße beherrschen. Dialektale Besonderheiten wird man daher vorwiegend in den mündlichen Texten zu suchen haben. Auf gewisse dialektale Eigenheiten kann man allerdings auch in geschriebenen Texten stoßen; dies gilt vor allem für den lexikalischen, auch den morphologischen Bereich. Im dritten Erpresserbrief finden wir etwa den Satz

*Gehen Sie mit dem Geld zu den Toiletten bei Gleis I und bitten  
die Toilettenfrau, einen Waschraum aufzusperren.*

Standardsprachlich wäre hier das Verb *aufschließen* zu verwenden; *aufsperrn* weist auf einen süddeutschen Schreiber hin. Aber diese Lokalisierung ist durch die mündlichen Texte ohnehin ausreichend belegt.



Der Verdächtige redet hörbar breiteres Bairisch als der Täter. Aus dem Gerichtssaal habe ich mir notiert:

*I hgb imma so gredt. I woäß goa net, wia's hochdaitsch  
hoäßn daat.*

Der Verdächtige ist, wie man aus seinen biographischen Daten weiß, ein in München aufgewachsener Bayer. Die Frage nach möglicher Täteridentität läßt sich dann zunächst konkretisieren auf die Frage, ob in den Tätertexten ebenfalls Merkmale enthalten sind, die eine derartige lokale Festlegung nicht ausschließen.

Es läßt sich allgemein sagen, daß der Erpresser, der die Telefongespräche führte, hochdeutsch mit deutlichem bairischem Einschlag spricht. Dies bedeutet allerdings, daß eine Identifizierung von Täter und Verdächtigem nur sehr weiträumig möglich wäre.

Weitere Schlüsse scheint die Tatsache nahezu legen, daß der Telefonsprecher für die Rückfrage teils *gell*, teils *nicht* sagt. Dieser Befund bedarf zweifelsfrei der Interpretation. Einer der Gutachter verfuhr folgendermaßen: Er griff sich den "Wortatlas der deutschen Umgangssprachen" von Jürgen Eichhoff, Bern 1977 f., wo er auf Blatt 104 die Verteilung der verschiedenen regionalen Varianten für das standardsprachliche *nicht wahr* dargestellt fand. Aus dieser Karte kann man zunächst entnehmen, daß im nördlichen Teil des deutschen Sprachgebiets *nicht (wahr)* in verschiedenen Varianten gilt, im südlichen Teil jedoch *gell*, und daß die Grenze etwas nördlich des Mains verläuft, zum Teil entlang dem Kamm des Thüringer Waldes. Der Gutachter glaubte jedoch, aus dem Atlas eine weitere Konkretisierung ableiten zu können. Auf Blatt 104 finden sich nämlich genau zwei Orte, für die sowohl die Form *gell* sowie die Form *nicht* verzeichnet ist: Die ostschwäbische Kleinstadt Ellwangen und die Stadt Nürnberg. Daraus folgerten die Gutachter, daß der Täter einem Gebiet entstammen müsse, das im ungefähren durch die Orte Ellwangen und Nürnberg begrenzt ist.

Eine solche Folgerung ist absolut unzulässig (das Gericht ist ihr letzten Endes auch nicht gefolgt), und zwar aus folgenden Gründen:

1. ist ein verhältnismäßig grobmaschiger Atlas wie der von Jürgen Eichhoff für so subtile Festlegungen überhaupt nicht brauchbar,

2. ist die Doppelmarkierung in den beiden genannten Städten nicht als Sondergebrauch in einem bestimmten Gebiet zu verstehen, sondern als Überlagerung verschiedener Sprachschichten, wie es sie allenthalben gibt, wie sie aber in dem genannten Atlas nicht überall notiert wurden. Die Süddeutschen, die Gell-Sager, gebrauchen, wenn sie "hochdeutsch" reden wollen, in der Regel die Form *nicht(wahr)*. Das gilt nach meiner Kenntnis für sämtliche Orte in Süddeutschland. Die Doppelnotierung kam einfach dadurch zustande, daß der Explorator entweder besonders penibel oder aber besonders naiv war. Wie es der Zufall will, kann ich aus eigener Kenntnis ich bin in Ellwangen aufgewachsen - bestätigen, daß sich die Dinge in dieser Stadt wie beschrieben verhalten; zahlreiche ortskundige und zuverlässige Zeugen bestätigen, daß es in Nürnberg nicht anders ist.

Wer wirklich auf dialektale Besonderheiten achten und sie für die Täteridentifizierung verwenden will, darf sich somit nicht auf vorliegende Atlanten stützen, er muß an Ort und Stelle Nachforschungen anstellen oder, wenn er dazu nicht imstande ist, Fachleute befragen.

Aber damit ist der Streit um dialektale Besonderheiten und ihre Aussagekraft noch nicht beendet. Alle Beobachter, auch die Nichtlinguisten, waren sich darin einig, daß der Täter deutlich "hochdeutscher" sprach als der Verdächtige. Man hatte den Eindruck, es sei eine Art Hochdeutsch auf bairischer Grundlage. Was vor allem "störte", war die öfters wiederkehrende stimmhafte Aussprache des anlautenden s. Im allgemeinen kann ein waschechter Bayer überhaupt nicht so reden. Daraus war zu folgern, daß entweder zwischen Täter und Verdächtigem keine

Identität besteht, oder daß der Verdächtige sich bewußt verstellte. Die zweite Variante war grundsätzlich nicht von der Hand zu weisen, und das Gericht hielt sie in seinem Urteil wohl auch für die wahrscheinlichere. Zwei Gutachter, die im wesentlichen für phonetische und dialektale Besonderheiten zuständig waren, gingen jedoch in ihrer Interpretation wesentlich weiter: sie erklärten, der Täter müsse offenbar ein Baier (aus Bayern gebürtig oder in Bayern aufgewachsen) sein, der aber deutliche Einflüsse aus dem Ruhrgebiet aufweise. Zu erklären ist diese Interpretation lediglich dadurch, daß die Mutter des Verdächtigen aus dem Ruhrgebiet stammte (sein Vater war Kroat, der wahrscheinlich nur gebrochen Deutsch sprach, der Sohn konnte nach eigenen Angaben kein Wort Serbokroatisch). Die Gutachter waren der Ansicht, daß die Täterstimme eine entsprechende Sprachmischung zeige: Grundlage bairisch, aber deutliche Elemente der mütterlichen Sprechweise. Ein solcher Einfluß ist sicherlich nicht grundsätzlich von der Hand zu weisen. Es muß aber festgehalten werden, daß wir prinzipiell über Dialektmischungen in horizontaler Dimension fast nichts wissen. Man hat im allgemeinen davon auszugehen, daß die dialektale Färbung einer Individualsprache in der Zeit bis zur Pubertät erworben wird und daß in späteren Lebensphasen keine wesentlichen dialektalen Einflüsse mehr wirksam sind. Wo dies doch geschehen ist und geschieht, müßte erst untersucht werden, in welchem Maß und auf welche Weise sich hier verschiedene Dialekte durchdringen.

Außerdem haben die Gutachter hier zweifellos gegen den Geist der Forensischen Linguistik verstoßen, indem sie vor allem die Täteridentität nachweisende Indizien suchten und alles, was für eine Identität sprechen könnte, registrierten, entgegenstehende Indizien jedoch vernachlässigten.

Diese Beurteilung könnte zu dem Schluß führen, daß die Analyse dialektaler Eigenheiten vor Gericht überhaupt nutzlos sei. Dies wäre aber sicherlich ein Irrtum. Dialektale Analyse ist im Gegenteil oft die einzige Möglichkeit, die Tätersprache einigermaßen zu lokalisieren. Aber man muß dabei in seinen

Folgerungen sehr vorsichtig sein, und vor allem sollte man sich weniger auf die Literatur als auf Experten und Erkundungen vor Ort stützen.

## 5. Schlußbemerkungen

Forensische Linguistik ist meines Erachtens in vielen Fällen hilfreich, gelegentlich ist sie unabdingbar für die Identifizierung des Täters. Man sollte aber ihre Möglichkeiten nicht überschätzen: "Linguistische Fingerabdrücke" kann sie im allgemeinen nicht zur Verfügung stellen, weil die heute feststellbaren sprachlichen Eigentümlichkeiten gruppenspezifisch sind und nicht auf einzelne Sprecher eingeschränkt werden können. Auch wenn so linguistische Gutachten selten eindeutige Ergebnisse erzielen können, vermögen sie doch Alternativen auszuschließen und Wahrscheinlichkeiten zu erhärten. Die Bedingungen für den Erfolg linguistischer Gutachten sind folgende:

- Das der Begutachtung zugrunde liegende Material muß, soweit möglich, in einwandfreiem Zustand sein;
- der Gutachter, der keine gründliche linguistische Ausbildung vorweisen kann, wird sich in vielen Fällen die Finger verbrennen;
- man sollte sich nicht, wie bisher weithin üblich, auf Wortschatz, Aussprache und Rechtschreibung begrenzen, sondern die Syntax als gleichgewichtig einbeziehen, vor allem da sie vom Täter weniger kontrolliert werden kann;
- wo eine dialektale Analyse angebracht erscheint, muß man auf Experten und ortskundige Informanten zurückgreifen;

- statistische Verfahren dürfen in jedem Fall nur mit äußerster Behutsamkeit angewandt werden.

Ich denke, daß am Beispiel dieses einen Prozesses gezeigt werden konnte, daß Forensische Linguistik nicht die Superwissenschaft ist, die alle Probleme lösen kann; und daß sie andererseits in vielen Fällen unabdingbar ist, um zu vertretbaren Urteilen zu kommen.

## Diskussion zum Vortrag von ENGEL

In der Diskussion ging es zunächst um den Ansatz, den Textvergleich zentral auf einzelne Auffälligkeiten zu stützen. Dieses auch in anderen Vorträgen vertretene Ausgehen von der Textoberflächenstruktur vernachlässige zu sehr die satzübergreifende Ebene der Entfaltung von Sinn, Argumentationen und Intentionen, die mit der sprachlichen Ausgestaltung zum Ausdruck gebracht werden soll. Diese Ebene verdiene eine stärkere Reflexion, Thematisierung und Systematisierung.

Ohne die Bedeutung weiterer Sprachebenen zu leugnen, bestand ENGEL gleichwohl auf der Priorität von Merkmalen der Lexik und Syntax als der Ebene, auf welcher in der Regel die meisten und verlässlichsten Anhaltspunkte für einen Textvergleich zu finden seien.

Das zweite Diskussionsthema bildete die Frage, ob es für den forensischen Textvergleich relevant sei, zu entscheiden, ob ein Merkmal einen Fehler darstelle oder nur eine erlaubte Abweichung vom überwiegenden Gebrauch. Im Gegensatz zu anderen Diskussionsteilnehmern, die die Bedeutung dieser Unterscheidung generell negierten und dabei auf die Relativität des Fehlerbegriffs je nach Textsorte, Situation u.a. verwiesen, meinte Engel, daß die Unterscheidung zwischen 'unüblich' und 'falsch' auch für den Textvergleich zwar nicht von zentraler Bedeutung, doch auch nicht ganz ohne Belang sei.

Kontrovers wurde auch darüber diskutiert, ob Fehler und äußere Textgestaltung überhaupt Gegenstände der Linguistik seien.

Ein drittes Diskussionsthema schloß an die kritischen Bemerkungen in ENGELS Vortrag über die phonetischen Gutachten im 'Oetker-Prozeß' an. Es wurde festgestellt, daß es in dialektologischen Fragen das natürliche Expertentum derer gebe, die den jeweiligen Dialekt als unmittelbare sprachliche Umgebung kennen oder beherrschen. Sekundär angeeignetes Expertentum sei demgegenüber insbesondere bei der präzisen regionalen Zuordnung unzuverlässig.